

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

1) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisirte Uebersetzung von G. Brausewetter.

Den Freiplatz verlor er, und da ging auch der Mutter die Geduld aus. Bei seiner Faulheit machte er ja doch keine Karriere. Nun sollte er ins Komptoir!

Aber einen solchen Platz fand sie nicht sogleich und Bemm bummelte bis zum September herum. Da überraschte ihn seine Mutter eines Tages, wie er ihr Dienstmädchen küßte. Nun sollte er in Arbeit! Wenn er noch länger so herum-bummelte, ging er zu grunde.

In diesen Tagen traf Bemm oft mit einem ehemaligen Schulkameraden zusammen. Er war ein paar Jahre älter als Bemm, war zur See gewesen und nun bereits dritter Steuermann auf einem Dampfschiff. Bemm machte große Augen, als er seine Uniform und sein vieles Geld sah. Das war etwas!

Seemann! Das wollte er auch werden! In ein paar Jahren war er Steuermann und kam dann als selbständiger Mann nach Hause.

Die Mutter hatte gar keine Lust, ihn zur See gehen zu lassen; aber Bemm wollte nichts von ihrer Furcht hören, daß er über Bord gespült werden könnte oder aus dem Takelwerk herabstürze.

Er würde sich schon in acht nehmen!

Je länger es dauerte, bis er fortkam, desto größer wurde seine Lust, zur See zu gehen. Schließlich dachte er an nichts anderes, als reisen zu können, und bat und bettelte die Mutter um Erlaubniß.

Endlich gab sie nach. Im Stillen hoffte sie, er würde am Seeleben bald genug bekommen, und dann war er vielleicht froh, etwas anderes unternehmen zu dürfen.

Eines Abends gegen elf Uhr begleitete die Mutter und beide Schwestern ihn zum Kai, um ihn wohlbehalten an Bord zu sehen. Das Dampfboot sollte um zwölf Uhr abgehen. Er wollte nach Arendal fahren, um dort Heuer zu nehmen.

Die Mutter weinte.

„Wo Du auch bist, Bemm, Du darfst nie vergessen, daß Du ein Heim hast. Du mußt daran denken, daß Du dort immer willkommen bist.“

Bemm wurde gerührt und bekam ein wenig Angst. Vielleicht war es doch übereilt von ihm, zur See zu gehen!

Da sagte sie leise, fast flüsternd, indem sie den Arm um seinen Hals legte: „Wenn Dir das Seeleben nicht gefällt, Bemm, so mußt Du an mich schreiben und es mir sagen. Ich werde dann thun, was ich kann, daß Du in eine andere Stellung kommst.“

Einige Augenblicke später fuhr sie aufgeregt fort:

„Du mußt Deine Familie nicht vergessen, wie es so mancher Seemann thut. Du mußt in den Häfen, in die Du kommst, keine Thorheiten begehen. Willst Du mir das versprechen, Bemm?“

„Ja, Mutter!“

Er küßte sie und die Schwestern und sprang auf das Zwischendeck herab, wo er sich hinsetzte, um zu weinen.

III.

Es war zwischen neun und zehn Uhr in der Nacht, sieben Tage, nachdem „Merry Schnor“ Arendal verlassen hatte.

Michel stand am Steuer, und Bemm neben ihm, um Steuern zu lernen. Der erste Steuermann, ein breiter und untersehter Mann aus Stavanger, ging oben in Luward mit gleichmäßigen, ruhigen Schritten auf und ab. Er erschien halb wie ein Bauer, halb wie ein Seemann. Die Hände hatte er tief in die Hosentaschen gesteckt und die Schultern in die Höhe geschoben. Nicht ein Wort war ihm in der letzten halben Stunde entküpft, und darum durften die Weiden am Steuer auch nichts sagen.

Die See war schwarz wie Tinte, und die Brise nur mäßig frisch. Die Wolken schwer und grauschwarz, aber ruhig. Man sah keinen leuchtenden Punkt auf dem Meer, und das Ohr vernahm nur den Laut der matten Wellenschläge gegen die Schute, die gleichmäßigen Schritte des Steuermanns und einen

gedämpft rollenden Laut der Steuertaljen, jedesmal, wenn Michel das Rad drehte.

Bemm hatte im Anfang eifrig die Magnetnadel und Michel's Arbeit beobachtet. Aber diese gespannte Aufmerksamkeit ermüdete ihn schließlich, und sogleich waren seine Gedanken daheim, immer dieselben Gedanken, mit denen er sich nun schon so oft beschäftigt, seit er zur See gegangen.

Daß er darauf gebrannt hatte, zur See zu kommen! Was für ein Schafskopf er gewesen war! War das ein Leben für einen Menschen mit seinen Interessen und seiner Bildung, so Monat um Monat auf dem Meere zu sein; Tau-Enden zu ziehen, auf den Raaken zu liegen und die schweren, nassen Segel hinauszuziehen, so daß er sich jeden Augenblick verheben konnte; stehen und Auslug halten, wie ein Idiot, oder auf den Kompaß niederstarren; Tag und Nacht auf sein; niemals mehr als vier Stunden hinter einander schlafen! Am schlimmsten war es aber doch mit der Tagwache; jeden zweiten Morgen auf den Knien liegen und den Boden aufwischen, wie eine richtige Scheuerfrau, oder das Deck spülen! Und dann sich von Matrosen kommandiren lassen, gemeinen Matrosen, und ihnen Handlangerdienste leisten! Er hätte doch gut ein paar Stunden am Nachmittage studiren können. Mehr wäre nicht nöthig gewesen, um durchzukommen. Dann hätte er noch Zeit genug gehabt, sich zu amüsiren und Vorträge in seinem Verein zu halten; denn er hatte ein Recht dazu, was der Rektor auch sagte. Es war die Pflicht eines jeden, wenn er auch noch so jung war, die Bewegungen zu verfolgen, die in dieser Zeit obenauf waren, und die Schuldigkeit eines jeden, auszudrücken was er dachte und fühlte. Die Jugend das war die Zukunft. Die Alten gingen ab, mußten abgehen; denn sie konnten die neue Zeit nicht verstehen mit ihren Forderungen, ihrer Sehnsucht und . . . und . . .

Der Schritt des Steuermanns entfernte sich mehr und mehr und verhallte schließlich ganz. Bemm hörte es, und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung.

Michel drehte sich um und spuckte tüchtig in den Spudnapf, der hinter ihm auf Deck angehängt war. Dann sagte er ganz leise, damit niemand in der Kajüte hören sollte, daß an Steuer gesprochen wurde:

„Na, wie gefällt's Dir, Seemann zu sein, Bemm?“

Diese Frage hatte der Junge in den letzten Tagen oft zu hören bekommen, bald mitleidig, bald neckisch oder auch höhnißch.

„Ach, es ist ziemlich unbehaglich, mein' ich; aber das kommt vermuthlich daher, daß wir bisher so schlechtes Wetter gehabt haben.“

Michel lachte im Stillen.

„Nun lacht er wohl über meine Aussprache,“ dachte Bemm.

„Und die Schifferfrau? Wie gefällt Dir die?“

„Ich habe sie noch so wenig gesehen.“

„Du solltest auf Achterdeck gehen und sie begrüßen, meine ich, ein so flotter Burische, wie Du bist!“

Bemm lächelte und zuckte die Achseln. Das war nun so die Art der Leute aus dem Volke, Wiße zu machen.

„Uebrigens ist sie eine Sau, weißt Du!“

„Ach, wer das glaubt!“ Und in Gedanken fügte er hinzu: „So fein und hübsch, wie sie ist.“

„Ja, sie laut Tabak.“

Bemm lachte. Er wußte, daß die Matrosen den Schiffsjungen dergleichen ungläubliche Geschichten zu erzählen pflegten.

„Michel, Du mußt nur nicht glauben, daß ich so unerfahren bin, wie die fünfzehnjährigen Jungen, die sonst zur See gehen.“

Aber da lachte Michel, so daß er sich schüttelte. Und Bemm mußte sogleich daran denken, wie die Mannschaft brüllend gelacht haben würde, wenn sie ihn so etwas sagen gehört hätte.

„Wie alt bist Du denn, Bemm?“ fragte Michel ungehener ernst.

„Siebzehn und dreiviertel Jahr.“

Der Andere lachte wieder; aber Bemm fühlte sich dadurch nicht beleidigt. Michel hielt ihn in einer so gutmüthigen Weise zum Narren, und außerdem waren sie unter sich.

Dann hörten sie den promenirenden Schritt des Steuermanns sich nähern, bis er am Rande stehen blieb.

„Es ist wohl kein schönes Leben, Seemann zu sein, Bemm,

bei Nacht wie bei Tage gleich auf dem Posten," sagte der Steuermann.

Wenn lächelte nur; er fürchtete, die Andern würden lachen, wenn er eine Antwort vorbrächte.

"Er findet die Schifferfrau sehr fein, sagte er," erzählte Michel.

"Nein, das habe ich nicht gesagt!"

"Er will morgen aufs Achterdeck und sie begrüßen!"

Wenn versicherte eifrig, das hätte er durchaus nicht gesagt. Die anderen lachten leise und mußten ihn zu leiserem Sprechen ermahnen. Wenn wurde ärgerlich, daß er sich so sollte zum Narren halten lassen.

"Es ist am besten, Wenn bekommt nun das Steuer. Dann stehst Du, Michel, daneben und weist ihn an!"

Die beiden Steuermänner wechselten den Platz.

Einige Augenblicke später hörte Wenn seinen Kameraden dem Steuermann zuflüstern:

"Da haben wir sie ja!"

Wenn wagte nicht vom Kompaß aufzusehen. Ach, wenn er nun so falsch steuerte, daß sie es merkte! Nervös drehte er das Rad hin und her, hielt die Zunge mitten im Munde und kniff das eine Auge zu, als wollte er von der Nadel nach der Scheibe hinüber zielen.

Ob sie dem Kompaß ansah, wenn die Nadel über den Strich hinaus war! Sie konnte ja steuern, wie man erzählte! Der Steuermann wandte sich um und ging ihr entgegen.

"Wie glauben Sie, daß es zur Nacht wird, Steuermann?" fragte sie mit klingend hoher Stimme und sah über das Meer hinaus und zu den Wolken empor.

"Es sieht nach allem Möglichen aus, finde ich."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Wesen der vulkanischen Kraft*).

Die vulkanischen Erscheinungen spielen in der wissenschaftlichen Forschung eine bedeutende Rolle, obgleich sie gegenwärtig sich nur noch als matte Nachklänge früherer, weit großartigerer Vorgänge darstellen. Denn daß der Vulkanismus in den vergangenen geologischen Epochen in die Gestaltung der Erdoberfläche weit gewaltiger eingegriffen haben muß, kann für denjenigen keinem Zweifel unterliegen, der z. B. mit den Forschungen über die ungeheuren Lavafelder Nordamerikas oder über die tertiären Basaltgrüfte auf dem Hochlande von Dekkan in Ostindien bekannt ist. Aber auch die heutigen Vulkane bieten, wenn sie in Thätigkeit sind, durch das Erzittern des Erdbodens, die Auswürfe von Dampf- und Aschenmassen, die den Tag in Nacht verwandeln, den Ausfluß glühend-flüssiger Lava und brüllenden Donner den großartig-furchtbaren Anblick, der uns in der Natur entgegentritt. Die Probleme, die der Vulkanismus der Forschung aufgibt, sind überaus schwierig; schon weil die Vorgänge, die sich in der Tiefe der vulkanischen Herde abspielen, uns unzugänglich bleiben, dann aber auch, weil Vulkane während ihrer Ausbrüche unnahbar sind, und selbst die Vorgänge während der beginnenden Erkalting der weißglühenden Lavamassen nicht unmittelbar untersucht werden können. So ist man denn über das Wesen und die Quelle der vulkanischen Kraft auf Vermuthungen und Hypothesen angewiesen, von denen freilich manche einander diametral entgegenstehen. Natürlich hat im allgemeinen eine solche Hypothese umso mehr Werth, je größer der Bereich der Erfabrungen ist, auf die ihr Ansehen sich stützt, und je mehr Thatsachen der Beobachtung dadurch erklärt werden. In dieser Beziehung ist nun eine Reihe von Betrachtungen über das Wesen der vulkanischen Erscheinungen hochbedeutend, die in jüngster Zeit Alfonso Stübel, der Erforscher der Vulkanberge von Ecuador, veröffentlicht hat. Die Schlußfolgerungen, zu denen er gelangt, stützen sich auf die Thatsachen der Beobachtung vulkanischer Erscheinungen der Gegenwart und Vergangenheit, sowie auf Erkaltingsvorgänge, die an Schmelzmassen geringen Umfangs wahrgenommen wurden, während die Weltbildungstheorie von Laplace, an deren Richtigkeit im großen und ganzen heute wohl nicht mehr zu zweifeln ist, den allgemeinen Ausgangspunkt bildet.

Aus welcher Tiefe die glühende Lava zur Erdoberfläche emporsteigt, ist zunächst völlig unbekannt. Die Thatsache indessen, daß selbst nahe benachbarte Vulkane so gut wie niemals gleichzeitige Ausbrüche haben, deutet darauf hin, daß das unterirdische Reservoir jedes Vulkans ein ziemlich begrenztes ist oder daß wenigstens die Ursache des Ausbruchs eine örtliche bleibt. Die früher allgemein angenommene Hypothese, welche die ausbrechenden Lavamassen unmittelbar aus dem tiefen, glutflüssigen Erdinnern hervorquellen läßt, kommt dieser Thatsache gegenüber sehr ins Gedränge. Wäre die Erde ein einziger Gluthball, den nur an der Oberfläche eine verhältnißmäßig dünne erstarrte Kruste umhüllt, und ständen die Vulkane gleichsam wie Kamine über diesem Gluthball, so würden beim Austrubr der unterirdischen Gewalten die zahlreichen Schote nicht immer

unabhängig von einander arbeiten. Wären sie, wie einst Humboldt sich ausdrückte, Sicherheitsventile, so müßten wenigstens die einander benachbarten gleichzeitig abblasen, wenn die unterirdische Spannung ihr gewohntes Maß überschreitet. Dies ist aber keineswegs der Fall, vielmehr kümmert sich in seinen Eruptionen kein Vulkan um seinen Nachbarn.

Bei der Emporhebung der Lava aus der Tiefe zur Oberfläche und bis zu den Krateröffnungen der Vulkane spielt, wie man schon lange annimmt, der Wasserdampf eine gewisse Rolle; aber es ist doch zweifelhaft, ob seine Mitwirkung nicht eine nebensächliche ist. Die Thatsache, daß Vulkane häufig an den Rändern großer Senkungsgebiete aufstreten, hat andererseits zu der wohl etwas schematischen oder großförmlichen Vorstellung geführt, die Eitung der Lava durch eine Art Empordrücken oder Emporquetschen derselben zu erklären. Mit solchen und ähnlichen Anschauungen wird sich der tiefer Blickende nicht befremden können. Weitans befriedigender und den wirklichen Vorgängen entsprechender stellt sich dagegen die Ansicht dar, welche Alfonso Stübel vertritt und zu begründen unternimmt, nämlich, daß die glutflüssige Masse selbst die Trägerin der vulkanischen Kraft ist. Er weist darauf hin, daß es in kleinem Maße Vulkane giebt, bei denen die Verbindung mit einem in die Tiefe reichenden Schacht, wo der Sitz der Kraft sei, völlig ausgeschlossen bleibt. Jeder Lavastrom, sagt er, den wir über einen Boden fließen sehen, auf dem wir vielleicht noch kurz zuvor gestanden haben, ist ein solcher Herd. Die Bocas, die sich auf manchen Lavaströmen, besonders an solchen Stellen bilden, wo Anhäufungen des Materials in großer Mächtigkeit stattfinden können, sind nichts anderes als kleine Vulkanberge. Als eines der gewichtigsten Beispiele dafür, daß innerhalb erkaltinger Lavamassen Vorgänge stattfinden, die sich in ausbrüchartigen Erscheinungen auf ihrer Oberfläche äußern, sieht Stübel den mächtigen Lavaerguß an, der 1579 in Mexiko stattfand und mit der Bildung des Zornillo abschloß. Während dieser mit seinen Nebenlegeln den Austrittspunkt der Lava kennzeichnet, die sich zu einem mit steilem Rande ringsum abfallenden mächtigen Plateau von 3 Kilometern Durchmesser anitaute, legen viele Hunderte von kleinen Eruptionsteigen, die Hornitos, die sich über die Oberfläche des Plateaus (des Malpais) vertheilen, Zeugniß für die Vorgänge ab, welche sich innerhalb der Lavamasse selbst vollzogen haben. Nach Stübel sind die Reservoirs, aus denen die Lavamassen unserer Vulkane flammen, ziemlich oberflächlich gelegene, lokalisirte Herde, die mit feurigflüssigem Magma gefüllt sind, das bei dem Herabfallen von seiner hohen Temperatur eine Vergrößerung seines Volumens erfährt und in Folge dieser Schwellung nach oben hin ausbricht, sobald es ihm an Raum mangelt. Daß dabei auch der Gasgehalt des Magmas eine erhebliche Rolle spielt, ist selbstverständlich. "Die vulkanische Kraft," sagt Stübel, "ist somit allem Anscheine nach eine Erkaltingsercheinung der feuerflüssigen Materie, deren Vorhandensein für gewisse Tiefen unter der Erdoberfläche nicht in Abrede gestellt werden kann. Und in der unter hohem Druck erkaltingen und sich ausdehnenden Materie sehen wir alle Bedingungen für eine Kraftentfaltung erfüllt, welche sicherlich ausreicht, um schwere Schmelzmassen aus großen Tiefen emporzubeben und ihnen den verworrenen Weg durch alte, längst verlassene Ausbruchskanäle neu zu bahnen, jedes Widerstandes Herr zu werden, ja selbst jüngere, mächtige Gesteinsablagerungen zu durchbrechen". Diese Vorstellung giebt gleichzeitig eine Erklärung für alle verschiedenen Grade der Bodenerschütterung von der geringsten, kaum noch fühlbaren bis zu der heftigsten, die größten wie die kleinsten Erschütterungskreise gleichzeitig umfassend. Die Arbeitsleistung, die als eigentliche Ursache der Eruptionen anzusehen ist, liegt also nach Stübel in der Materie selbst und ist als eine Volumvermehrung bei der Erkalting zu betrachten. Daß unter diesen Umständen thatsächlich eine Volumvermehrung stattfindet, ist nicht allein durch die Beobachtung des Schwimmens fester Lava auf flüssiger erwiefen, sondern auch durch Wahrnehmungen an künstlichen Schmelzmassen, worüber Stübel eingehende Mittheilungen macht.

Aber wo ist die Quelle der Wärme zu suchen, die uns in der weißglühenden Lava entgegentritt? Wer diese anzugeben weiß, hat den Schlüssel zum gesammten vulkanischen Problem in der Hand. Die Schule der früheren Vulkanisten, Humboldt und Buch an der Spitze, hat es sich in dieser Beziehung etwas leicht gemacht. Man nahm an, daß die Lava unmittelbar dem glühend flüssigen Erdinnern entstamme, einem gewaltigen Gluthballe, der nur von einer verhältnißmäßig dünnen erkaltingen Kruste umhüllt werde. Der Bedenken gegen diese Annahme sind aber mit der Zeit so viele und gewichtige erhoben worden, daß man sie nicht mehr aufrecht erhalten kann. Als eines der wichtigsten, worauf wir oben schon hindeuteten, führt Stübel die Häufung der Vulkanberge an gewissen Oertlichkeiten, wie Ecuador, Bolivien, Chile, Mexiko, auf den Aleuten und den Inselgruppen des Atlantischen Ozeans, an, denn es sei einleuchtend, daß der in unermeßliche Tiefe hinabgerückte zentrale Herd seine überschüssigen Eruptionsmassen nicht durch viele enge Kanäle heraufgeschafft, sondern sich gewiß an jeder dieser Oertlichkeiten eines einzigen Förderschachtes bedient und diesen für die ganze Zeitdauer einer Eruptionperiode offen gehalten haben würde. Die Bildung so vieler Einzelberge, sagt er, die alle nur eine ephemere Thätigkeit bekämen, würde in hohem Grade unwahrscheinlich sein, wenn ihr Herd in eine Tiefe von vielen hundert Kilometern verlegt werden müßte, vielmehr gewinne man aus der Art der Gruppierung der Vulkanberge den Eindruck, daß dieselben nur mit einem in geringer Tiefe gelegenen, lokalisirten und daher

* Aus der „Kölnischen Zeitung.“

erschöpflichen Herde in Verbindung stehen, und dieser Eindruck werde noch dadurch erhöht, daß die Mehrzahl dieser Berge eine sich wiederholende, vermittelnde Rolle für Ausprägungen der vulkanischen Kraft offenbar nicht gespielt hat, sondern daß die letztere mit der Bildung des Berges selbst ihren Zweck erreichte und dann an dieser Stelle auf immer erstarb. Andererseits aber sehen wir ausgedehnte Vulkangebiete sowie einzelne Vulkanberge und Vulkane über die gesammte Oberfläche der Erde verbreitet, so daß allem Anschein nach auch die Ursache, der sie ihre Entstehung verdanken, der ganzen Masse des Erdkörpers vom Äquator bis zu den Polen innegewohnt haben muß. Die Wichtigkeit dieser Schlussfolgerung erhält aber eine besondere Bestätigung durch die Thatsache, daß sich aus dem Vergleich der vulkanischen Bildungen vorgeschichtlicher Zeit mit denen der Gegenwart eine Abnahme der Intensität ganz bestimmt feststellen läßt, eine Erscheinung, die weiter nur auf den Erstarrungsprozeß zurückgeführt werden kann, den die Erdmasse im großen und ganzen von Anbeginn bis auf den heutigen Tag durchgemacht hat. Diesen anscheinenden Widerspruch löst Stübel sehr glücklich durch die Annahme lokalisirter vulkanischer Herde innerhalb der Erstarrungsrinne, welche Herde von dem sehr viel tiefer liegenden zentralen Hauptherde durch die bei ihrer Entstehung gebahnten Ausbruchkanäle gespeist wurden. Diese peripherischen Herde werden im einzelnen eine ungeheure Größe besitzen, und unermeßliche Zeiträume müssen erforderlich sein, bis die Gluth in ihnen völlig erlöschen kann. Die Ausbrüche aus solchen Herden haben die gewaltigen Kraterberge aufgeworfen; ja, Stübel hält es mit Recht für wahrscheinlich, daß viele jüngere Bildungen gewissermaßen Reaktionen dritter Hand sind. So erklärt sich, daß es größere und kleinere Kraterberge giebt, die nur aus todtm Material, aus Schlacken oder Luffen aufgeworfen sind, aber flüssiges Gestein niemals zu tage gefördert haben. Wir sehen in ihnen die letzten Ausprägungen der ersterbenden Kraft lokalisirter Herde. —

Kleines Feuilleton.

io. Die **Inland-Fischer**. Unter dem Titel des berühmten Romans von Pierre Loti „Die Inland-Fischer“ veröffentlicht Sisco in dem Februarhefte der „Archives de médecine navale“ eine hygienische Studie über das Leben der normännischen Fischer, die gerade vor einigen Wochen auf das Meer gen Island hinausgezogen, um dort ihre Jahresarbeit zu vollenden. Das Bild, das Sisco von dem Leben dieser Leute schildert, ist kaum weniger ergreifend als der Inhalt jenes Romans. In der Ausrüstung, der Fangart und Zubereitung des Stockfisches, der die alleinige Beute bildet, sowie in den Absatzwegen ihres Gewerbes unterscheiden sich die vlämischen Fischer, die vorzugsweise in Dünkirchen und der Umgebung dieser Stadt zu Hause sind, von den normännischen Fischern wesentlich. Mit bezug auf ihr Leben auf dem Meere selbst gleichen sie sich jedoch vollständig, wenigstens insoweit, als der vollständige Mangel der elementarsten Gesundheitspflege und das ständige Uebermaß in der Trunkenheit beiden in höchster Maße eigenthümlich sind, wofür freilich die Rheder, die die Fischer und ihre Fahrgenue unterhalten, in erster Linie verantwortlich zu machen sind. Es giebt an der nordfranzösischen Küste etwa 4000 solcher Fischer, die alljährlich in den Häfen von Dünkirchen, Boulogne, Calais, Gravelines, Fecamp, Granville, Paimpol, Dinic, St. Vrieux, St. Malo und Brest sich einschiffen. Ihre Schiffe, die sogenannten Goeletten, zeichnen sich durch die Mißachtung der einfachsten Regeln der Reinlichkeit aus. Auf dem Vordertheile, wo sich die Mannschaft aufhält, herrscht ein ungläublicher Schmutz und eine dauernde Nässe, die denselben noch unangenehmer macht. In das Innere des Schiffes gelangt man hier durch einen einzigen Zugang in Form einer kleinen Luke und steigt dann auf einer steilen Leiter hinab, die von Salzwasser, Schmutz und Fischresten klebt. Der innere Raum selbst ist entschieden enge und angefüllt mit nassen Kleidern, allerhand Mundvorrath, tranke und gesunden Männern, dem dichten Rauch eines eisernen Ofens, dessen Feuer niemals ausgeht, und allen möglichen Dünsten. Auf beiden Seiten des Raumes befinden sich die Stojen, besser gesagt Höhlen, wo die Männer ausruhen. Jede dieser Höhlen ist für zwei Fischer bestimmt, die sich stets angekleidet und ohne die Stiefel abzugeben, niederlegen. Feuchtigkeit, Schimmel und Ungeziefer sind die ständigen Attribute dieser Schlafstellen. An die Absonderung von Kranken an Bord dieser Fahrgenue ist garnicht zu denken. Die Nahrung besteht aus gekochten Stockfischlappsen und Kaviouffeln, d. h. aus letzteren nur, wenn sie nicht vollständig verkauft sind, ferner Schiffszwieback und zwei bis dreimal wöchentlich als Festspeise Speck. Den Mangel an Nahrung ergänzt ausschließlich der Alkohol. Er ist die große Allerweltsmidigin, die der Eigentümer des Schiffes den Fischern mit der größten Freigebigkeit gegen alle Gebrechen des Leibes und der Seele überläßt. Die tägliche Ration wird für jeden Mann auf 1/4 Liter bemessen. Im allgemeinen nehmen die Kapitäne für jeden Fischer 60 Liter Branntwein mit auf die Reise, so daß bei einem Aufenthalt von 7 Monaten auf dem Meere auf den Tag etwa 1/4 Liter kommt. Der eigentliche Fischfang dauert aber fast niemals über sechs Monate, zuweilen nicht einmal fünf. Demgemäß erhöht sich die tägliche Branntweintration des einzelnen Mannes bis auf 1/3 Liter täglich, denn jeder Kapitän hält es für eine Ehrensache, nicht einen Tropfen Alkohol ungetrunken an Land mitzubringen. Natürlich ist dieses sogenannte „Getränk“ von sehr schlechter Qualität, und man wird aus all diesem verstehen, daß die dadurch bewirkte Körpervergiftung

der Fischer geradezu eine Gefahr für die Bewohnerschaft dieser Küste wird, denn zu der Wirkung des schlechten Alkohols an sich kommt noch der schwächende Einfluß einer einträgigen und ungenügenden Ernährung. Sisco schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten: „Es scheint, daß die normännischen Rheder an Menschen diejenigen Experimente anstellen wollen, die man im Laboratorium an Thieren macht, nämlich mit bezug auf die Wirkung des Alkohols, und es wäre interessant zu erfahren, wie viel Epileptische, Irzinnige, Verbrecher und menschliche Ungeheuer aus einem früher so kräftigen Menschenstamme durch diese Wirthschaft dauernd hervorgehen, bis derselbe vernichtet sein wird.“ —

Theater.

Im Schauspielhause wurde am Montag der Schwant „Auno dazumal“ von Carl Ottenling zum ersten Male aufgeführt. Man kennt die wohlfeilen Novitäten des Schauspielhauses, und so wird es nicht erst nöthig, darauf besonders hinzuweisen, daß die neueste Komödie einen harmlosen Akt darstellt. Nicht ins gesammte Leben vor Achtundvierzig greift der Schwant ein, er hält sich vielmehr an die Militärspielerei in einer alten freien Reichsstadt, ein Thema, dem man oft genug noch in den „Fliegenden Blättern“ begegnet. Mancherlei Anekdoten sind da vereinigt worden, die hauptsächlichste stellt das Gerüst der Handlung dar. Der Major der Bürgerwehr, der ehrsame Buchbinder Peter Winkelhuber in Frankfurt, ist in sein junges Mädel, die Gretche, verliebt. Die Gretche will aber vom Alten nichts wissen und hält sich an den Sohn, den schmucken Gesellen Fritz, der zugleich Jäger bei der Bürgerwehr ist. Als der Alte dahinterkommt, wird er böz und Injuriert als Kommandirender der Bürgerwehr „seinen Lausbuben“. Der verläßt in seiner Verliebtheit sogar die Thorwache, wo er Posten steht, als seine Gretche kommt. Er wird erwirkt und vor ein lächerliches Kriegsgericht geführt. Der alte Buchbinder will den Brutus spielen und an seinem Sohn ein „Exempel statuiren“, als es aber ernst wird, kriegt's der falsche Brutus mit den Aengsten; Kriegsgericht bleibt Kriegsgericht, und Fritz kriegt seine Gretche. — Lustig waren die beiden Winkelhuber, Herr Vollmer und Herr Perzer, und nach dem zweiten und dritten Akt wurde der Verfasser gerufen. —

Erziehung und Unterricht.

— Die „botanische Abtheilung“ des Humboldt-Hains wird vom Donnerstag dieser Woche ab den Berliner Lehranstalten die für den naturkundlichen Unterricht während des Sommers bestimmten Blüthenpflanzen — je 100 Stück einer Art — durch Fuhrwerk zustellen. Jede Schule soll dann wöchentlich zweimal frische Sendungen, und zwar 4—8 verschiedene Pflanzenarten erhalten. Da der Schulgarten an der Brunnensstraße den gesteigerten Ansprüchen, trotz sorgfältigster Ausnutzung seines Geländes, allein nicht mehr genügen kann, so sind zur Deckung des Bedarfs noch an anderen Stellen städtische Anzuchtgärten eingerichtet worden. Für Naturfreunde wird der Schulgarten Mittwochs und Sonnabends von 1—6 Uhr nachmittags geöffnet sein, doch kann auch an anderen Tagen der Eintritt nach Meldung bei dem zuständigen Obergärtner ausnahmsweise gestattet werden, ebenso die Besichtigung des Freiland-Bivariums, der geologischen Wand, sowie der Palmen- und Treibhäuser. —

Volkstunde.

— Ueber das Osterballspielen in der Altmark wird aus Urendsee geschrieben: Am zweiten Osterfesttage zog am frühen Nachmittag die Schuljugend mit den Konfirmirten durch die Stadt und machte vor jedem Hause, worin ein im letzten Jahre getrautes Ehepaar wohnt, halt. Hier sangen alle nach althergebrachter Kinderweise: „Hier steh'n wir Knäblein alle und singen uns den Ball, und will Se uns den Ball nich' geb'n, so willn wir Er den Mann wegnehm', ein Lumpahl willn wir Er dem geb'n. Grön Low, grön Low, junge Frau, schmiets den Ball herut!“ Worauf dann aus dem Fenster ca. 20—40 kleine Bälle hinausgeworfen wurden, während die Kinder riefen: „Hierher, hierher!“ Schließlich wurde dann der Bräutigamsball in der Größe eines Kinderkopfes unter die Kinder geworfen, und jeder suchte ihn zu fangen. Nachdem sämmtliche Bälle zusammengesungen waren, gingen die Kinder mit den Bällen in den Wald, woselbst Spiele veranstaltet wurden. —

Kulturhistorisches.

— Die Weinverfälschung wurde schon früh prallizirt, mochten die Obrigkeiten den Mißthätern noch so scharf zu Leibe gehen. Die Schenkwirthe kauften geringe Jahrgänge, um sie durch Zuthaten in theure zu verwandeln. Der deutsche Hanfsatag beschloß 1447 nach Köln, Bingen, Frankfurt a. M. zu schreiben, „daß man gefälligst die Plumperei einstellen und den Wein ganz so lassen möchte, wie Gott ihn wachsen lasse“. Von großartigem Jörn besetzt war der Magistrat der wunderschönen Stadt Straßburg; ein Dokument aus den Jahren 1433—1441 hat sich noch im städtischen Archiv erhalten. Man müsse leider hören, heißt es darin, daß im Elsaß, welches doch die famosste Sorte im deutschen Reich hervorbringe, der „Win“ unfäglich gefälscht und „getränkt“ werde. Es sollen deshalb solche, welche andern Leuten verderbten Wein vorsehen, in das Halßeisen gestellt und auf der Stirn „mit der Stadt Zeichen“ gebrannt werden. Ja sogar Ausfischen der Augen ist angedroht. Auch die Ulmer verstanden keinen Spaß; 1487 mußte jeder Schenk-

wirth beschwören, daß seine Weine echt seien, und weder er noch sein Weib noch sein Knecht noch sonst jemand in seinem Namen ein „Gewäch“ von weidaechiger Lauge, Kalk, Senf, Scharlachkraut, Springkraut, Bleiweiß u. s. w. verfertigt habe. Es scheinen nette Stuwohnheiten im Schwange gewesen zu sein. Und als 1706 dem Stuttgarter Wirth Erni nachgewiesen wurde, daß elliche Personen sich den Tod an seiner Brühre getrunken hatten, fadette der Rath nicht lange und ließ Erni köpfen. —

Geographisches.

— Ueber die Ergebnisse seiner Studienreise nach Transkasprien und Turkestan sprach unlängst in der Gesellschaft für Erdkunde zu Köln Professor Rein aus Bonn. Vom Uralfluß und vom Kaspischen Meere, das 25 Meter unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres gelegen ist, steigt das russische Zentralasien nach Osten empor bis zu den Gipfeln von 7000 Meter Höhe. Das Klima des großen Gebietes ist kontinental mit großen Gegensätzen zwischen strengen Wintern und heißen Sommern, zwischen der Hitze des Tages und starker Abkühlung bei Nacht; es ist ferner sehr trocken mit Beschränkung der Niederschläge auf die kältere Jahreszeit. Im Zusammenhange hiermit stehen die großen Temperaturregime, die von einer Sommerwärme von + 45 Gr. in Merw bis zu einer Wintertälte von -36 Gr. in Petrowst gehen. Neben unfruchtbarer Wüste finden sich Stätten größter Fruchtbarkeit, wie die Oase von Fergana, deren aus Pfl und Lehm bestehender Boden Reis, Weizen, Gerste, Maulbeerbäume zur Zucht der Seidenraupe, sowie Baumwolle hervorbringt. Da die einheimische Baumwolle ihre Kapseln nie öffnet und infolge dessen wohl eine kurzstapelige Faser erzeugt, hat man nordamerikanische und ägyptische Sorten eingeführt, mit solchem Erfolge, daß jetzt ein Drittel des nicht gerade geringen russischen Baumwollbedarfs gedeckt werden kann. Wichtig ist für die Erzeugung solcher Ernten die Benutzung der Flüsse, die hier die umgekehrte Rolle spielen wie sonst. Während im allgemeinen ein Wasserlauf die Aufgabe hat, das durchflossene Gebiet zu entwässern, und dementsprechend um so stärker wird, je länger der Lauf ist, nimmt hier die Wassermenge mit der Länge des Laufes ab, da es die Aufgabe des Flusses ist, das Land zu bewässern, und dementsprechend nach allen Seiten Kanäle von ihm abgehen. So entsendet der gewaltigste Gletscher Asiens, der in 3000 Meter Höhe befindliche Serasschan, einen Fluß gleichen Namens, der 50 Kilometer vom Hum-Darja schon verfließt. Obgleich dieser Fluß nur eine Länge wie etwa die Weser erreicht, entsendet er doch 85 Kanäle, die mit 2500 Kilometer Länge ein Gebiet von 480 000 Hektar bewässern. —

Medizinisches.

t. Ein neues Mittel gegen die Hundswuth hat der bekannte rumänische Physiologe Babes in der Einimpfung von Nervensubstanz gesunder Thiere gefunden. Schon 1889 machte er die Beobachtung, daß Personen, die von tollen Hunden gebissen und nebenbei an Nervenschwäche, Epilepsie oder Melancholie litten, infolge der Pasteur'schen Behandlung zum theil auch von den letztgenannten Nervenkrankheiten geheilt wurden. Er versuchte daraufhin schon damals, gewisse Nervenkrankheiten durch Einimpfung von Nervensubstanz besonders aus dem Gehirn des Hammels oder des Kaninchens zu behandeln. Er erzielte einige Erfolge, die durch spätere Versuche bestätigt wurden. 1895 stellte Babes fest, daß der gegen Hundswuth wirkende Stoff in den Thieren nur im Blute und im Nervensystem vorhanden ist und zwar besonders in der Flüssigkeit des Gehirns und des Rückenmarks. Von der Kenntniß ausgehend, daß die Nervenzellen einen Stoff ausschleiden, der den Starrkrampf bekämpft, dachte er, daß die gesunde Nervenzelle auch einen Stoff enthalten würde, den man als Heilmittel gegen die Hundswuth benutzen könnte. Infolge dessen versuchte er den Ausbruch der Tollwuth oder die bereits vorhandene Erkrankung dadurch zu bekämpfen, daß er dem Betroffenen eine gewisse Menge von Nervensubstanz aus dem Gehirn oder Rückenmark gesunder Thiere, die noch zu keinem anderen Versuche gedient hatten, einimpfte. Die Versuche, zu denen hauptsächlich Schafe benützt wurden, waren von bedeutendem Erfolge sowohl bei Hundswuth wie bei Starrkrampf. Es ist wahrscheinlich, daß Heilungen mit demselben Verfahren auch bei anderen Nervenkrankheiten erzielt werden können, und die Versuche werden in dieser Richtung fortgesetzt werden. Die vorstehenden Ausführungen wurden in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgetragen. —

Astronomisches.

— Zwei neue Metalle in der Sonne sind gelegentlich der letzten totalen Sonnenfinsterniß im Januar d. J. entdeckt worden, indem die für sie charakteristischen Linien in den Photographien des Sonnenspektrums gefunden wurden. Das eine ist das seit 1830 bekannte und auf der Erde häufige Vanadium, welches bei uns eine vielfache Verwendung in der Technik findet, z. B. zur Fabrikation von Linte und Farbstoffen. Das andere Element ist das Scandium, das sehr selten vorkommt und technisch unwichtig ist, für die Wissenschaft aber ein hohes Interesse besitzt, da es eines derjenigen Elemente ist, deren Vorhandensein von dem russischen Chemiker Mendelejeff in seinem berühmten System der Elemente richtig vorausgesagt wurde. —

Technisches.

— Das Fasernpapier. Von sachkundiger Seite wird den „Leipz. N. N.“ geschrieben: Anlässlich des feinfachsten Falles Grünenthal ist in der Presse öfters auch des Wilcoy-Papieres, auf dem die Noten der Reichsbank sowohl als auch die Reichskassenscheine zu 5, 20 und 50 M. in der Reichsbank gedruckt werden, gedacht worden. Dieses dem Amerikaner Wilcoy patentirte Papier trägt das Merkmal an sich, daß in die auf der Papiermaschine laufende Papiermasse zahlreiche gefärbte Fasern eingearbeitet sind. Dieses Wilcoy-Papier hat aber weder in Amerika noch in Deutschland irgendwelche Fälschungen von Papiergeld erschwert, noch verhindern können; im Gegentheil hat die Erfahrung bewiesen, daß es den Papiergeld-Fälschern drüben und in Deutschland in den allermeisten Fällen gelungen ist, den Eindruck, den das echte Fasernpapier auf den Beschauer macht, durch verschiedene Manipulationen auf ihren Fälschikaten geschickt wiederzugeben. Bei den vielen kursorischen gefälschten 5- und 50-Marktscheinen, die von vielfachen Fälschungen herrühren, hat sich das Publikum, das diese gefälschten Scheine unbedenklich in Verkehr genommen hatte, in erster Reihe öfters durch die gelungene Wiedergabe der Fasern im Papier täuschen lassen. —

Humoristisches.

— Pech. Spiritistisches Medium: „Nun, da Sie mit dem Geist Ihres dahingeshiedenen Bruders in Verbindung standen haben, werden Sie wohl endlich überzeugt sein. Oder haben Sie noch irgend eine Einwendung zu machen?“ Skeptiker: „Keine — ausgenommen, daß meine Brüder alle am Leben sind.“ — Gewane Auskunft. Junge Frau: „Glaubst Du wohl, daß es jemals einen Mann gegeben hat, der mit ehelichem Gewissen seiner Frau sagen konnte: Du bist das einzige Weib, dem meine Liebe gehört hat?“ Junger Ehemann: „Ich wüßte nur einen, von dem man das behaupten könnte.“ Sie: „Wer? Du, Liebster?“ Er: „O nein, Adam!“ — Pferdehandel. Bauer: „Wos? Bia ri den Gaul vo dir laast hab, hast net g'sagt: Paß auf Hofbauer, was das für a Gaul is? Jetzt hab'n i drei Tag, und des Schinderviech is auf oan Aug blind und auf zwon Hagen krumb. Wos? Hast net g'sagt: Da wirft schang'n, Hofbauer, was das für a Gaul is... Hast g'sagt?“ — Pferdehändler: „No, was schreiste so? Hast nuch geschaut?“ („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Die Schnigg „Gloria“ ist am Montag in der Kanal-mündung in Kiel nach Kollision mit dem Leitwert der Schleuse gesunken. — Bei einem Wortwechsel wegen Lohndifferenzen ging ein Arbeiter auf den Inspektor des Gutes Groß-Wesseln bei Elbing los. Der Inspektor zog darauf einen Revolver und schoß den Arbeiter nieder. — In Gronau ist, wie aus München-Grabbach gemeldet wird, eine Druckerei und Appretur total nieder-gebrannt. — In der Nähe von Uebersee wurde in der Achen auf einer Sandbank die Leiche eines Mädchens mit 15 Stichwunden am Halse aufgefunden. — Das Kaiserbad in Karlsbad ist zum theil nieder-gebrannt. Der Betrieb der Anstalt hat nicht gelitten. — In der Stephansgrube in Chemnitz brach am Dienstag Feuer aus. Die Grube und die dazu gehörigen Gebäude wurden stark beschädigt. — Die National-Bibliothek in Belgrad ist gesperrt worden, weil — keine Bücher mehr vorhanden sind. Vor eintigen Jahren hatte sie 40 000 Bände. Jedermann entlieh Bücher und keiner brachte sie wieder. Einzelne Professoren sollen ganze Kollektionen entlehnt haben. — Gegen eine Haiduckenbande von acht Personen, welche die Umgebung Belgrads unsicher machte, verhandelte das Belgrader Stadtgericht zwölf Tage lang. Wegen 24 Mord- und Raub-anfälle wurden zwei zum Tode, die übrigen zu lebenslänglichem bezw. 20-jährigem Kerker verurtheilt. — Durch den Einsturz von drei im Bau befindlichen Häusern wurden in Gent fünf Arbeiter tödtlich verletzt. — In Nancy stand ein Reiserüst wegen Fahnenflucht vor dem Kriegsgericht. Als er gefragt wurde, ob er noch etwas vorzubringen hätte, erwiderte er: „Lassen Sie jedem der Herren da ein Bündel Heu reichen!“ — In Nizza hat sich die Herzogin Gauthier de Persigny erschossen. Sie war seit 4 Monaten von ihrem Manne geschieden. Man redet von einem Alpenjäger — Lieutenant. — Zwischen Moskau und Saratow fuhr eine Hilfs-maschine in den Zug, dem sie Hilfe bringen sollte. Acht Passagiere wurden schwer, fünf leicht verletzt. — Um die Natur der Polarregionen künstlerisch zu studiren, wird der russische Maler Borissow im Jahre 1899 eine Expedition nach der Insel Nowaja-Semlja veranstalten. — t. Von einem Klub in den Vereinigten Staaten, der raffereine Bernhardiner Hunde züchten will, wurde ein Hund für 51 000 und zwei Hündinnen für je 25 000 Franks angekauft. —